Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 22 (1938)

Heft: 7-8

Rubrik: Aus dem Idiotikon

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Güggeli", und das Hotel Dolder veranstaltet eine "Sommer Modeschau, un après-midi de charme et d'élégance, das fashionable Désilé sür Bad, Strand, Sport, Nachmittag und Ferien. Tanzeinlagen, Conférence". Wem aber vor solcher Bodenständigkeit etwas unheimlich geworden ist, der sühlt sich gleich wieder angeheimelt durch die "Geflügeleber von jungen Güggeli", die unmittelbar darunter sockt und im "Restaurant Grüt" (das bedeutet ja dasselbe wie "Nütsi") zu haben ist. In einem "Hotel du Lac" im Misor gibt es laut Anschlag "Ogni sera Ballo. Ieden Aben Tanz" und das unter dem Titel "Tea Dancing"; da haben wir ja die "viersprachige Schweiz"; daß statt des Rätoromanischen das Englische steht, ist ja schon ein kleiner Schönheitssehler. Aber in der Genfer "Suisse" (16.10.37) steht mitten unter französsischen Anzeigen verheißungsvoll: Dütschwyzer (so!) kömmet und loset üses Wiener Orchester. Brasseie Genevoise. Also e richtigi Wienerstimmung", was ja das Nötigste ist für unsere Alemannen in Genf.

Ia, der Deutschschweizer ist bei aller Bodenständigkeit offen für europäische Kultur, da hat Dr. Guggenbühl ganz recht, und wenn's mitunter auch nur Unkultur wäre.

... wird bestens verdankt.

In der Schweiz wird jedes Protokoll, jeder Vortrag (er mag sein, wie er will), jeder Beitrag, Brief, Dienst, jede Auskunft, Bestellung, Gabe "bestens verdankt"; das "bestens" ist zwar rein dekorativ, aber zwangsläusig, unumgänglich. "Wir verdanken Ihnen Ihr Geehrtes, Gestriges, Tüngstes bestens und beehren uns . . . "— so sangen unzählige Amts= und Geschäftsbriefe an. Mit diesem "verdanken" meint man Dank sagen, Dank abstatten, danken sür etwas. Gewöhnlich weiß der Schreiber nicht, daß dieser Sprachgebrauch zwar gut schweizerisch, aber nicht allgemein deutsch ist. "Verdanken" hat heute in der deutschen Schristsprache den Sinn von "Dank wissen, Dank schuldig sein, zu Dank verpslichtet sein sür etwas". Also z. "Diese Stiftung verdanken wir dem längst verstorbenen Wohltäter X. V." (dem man, weil er nicht mehr lebt, auch nicht mehr Dank sagen, sondern nur Dank wissen, zu Dank verpslichtet sein kann).

Ist nun dieses schweizerische "verdanken" im Sinne von

Dank sagen falsch und verwerflich?

Wie in vielen andern Fällen hat auch hier das Schweizers beutsche nur einen alten Sprachgebrauch bewahrt, der einst gemeindeutsch war und dann abhanden gekommen ist. Noch in der klassischen Zeit der deutschen Literatur findet man "verdanken" in der Bedeutung "Dank erweisen", z. B. bei Lessing, der seine Daja zu Nathan sprechen läßt:

Ihr habt mit all bem Guten,

Das wir Euch nicht genug verdanken können . . .

Das heißt doch: wosür wir Euch nie genug Dank erweisen können. So braucht auch R. Ph. Moriz das Wort in seinem psychologischen Roman "Anton Reiser"(1785—90), wenn er sagt: "Eine Wohltat, die er ihm nie genug verdanken kann." Aus der Verbindung "einem etwas zu danken oder zu verdanken haben" konnten die beiden Wörter "danken" und "verdanken" leicht den Sinn eines erst noch abzustattenden Dankes, eines "Dank schuldig seins" anenehmen. Daraus erklären sich einige Stellen aus Goethe, wo "verdanken" einen zwischen beiden Bedeutungen schwebenden Sinn hat:

Im "Faust" II spricht der Kaiser zu Faust und Mephisto: Das hohe Wohl verdankt Euch unser Reich. Wo möglich sei der Lohn dem Dienste gleich! Borläufig also der Dank (Verpflichtung zu Dank oder Abstattung des Dankes) und dann der Lohn (Dank durch die Tat). Im "Vermächtnis" tritt der Sinn des Dankabstattens etwas deutlicher hervor:

Verdank es, Erdensohn, dem Weisen, Der ihr (der Erde) die Sonne zu umkreisen Und dem Geschwister wies die Bahn.

Wogegen im "Epilog zu Schillers Glocke" das "verdank ihm" sowohl als "Dank wissen" wie als "Dank abstatten" gedeutet werden kann:

Wir haben alle segenreich erfahren, Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.

So ist es auch mit "begrüßen", das man nur in der Schweiz in dem Sinn von "jemand um etwas angehen" versteht; so auch mit "bemühen" (das hat mich sehr bemüht, der Borfall war bemühend), das wir auch im Sinn von "peinlich berühren, wehtun, schmerzen" brauchen, während es in der Schriftsprache soviel wie Mühe machen bedeutet. Zu warnen ist vor dem schweizerdeutschen Gebrauch von "vergönnen", das in unserer Mundart als mißgönnen verstanden wird, während es gemeindeutsch gerade das Gegenteil: "gönnen, erlauben" bedeutet. So bei Uhland im "Blinzben König":

Vergönn mir's, daß ich fechte! Wohl fühl ich Kraft im Arm.

Was ist aus dieser Betrachtung zu schließen? Ich benke, daß auch hier, wie in manchem andern Zweiselsfalle, unterschieden werden muß, für wen man schreibt. Was aufschweizerische Leser, und nur auf solche, berechnet ist, solge ruhig dem schweizerischen Sprachgebrauch. Was sür weitere Berdreitung, namentlich durch den Buchdruck, bestimmt ist, muß sich, um richtig verstanden zu werden, nach dem allsgemeinen Sprachgebrauch richten.

D. v. G. (aus dem "Bund")

Aus dem Idiotikon.

115. Heft, Huber & Co., Frauenfeld. Wir haben uns in den letten zwei Jahren so viel mit unserer Mundart be wegung beschäftigen muffen, daß wir für unser Mundartwörterbuch keinen Raum mehr hatten. Unterdessen sind vier Sefte erschienen, deren Besprechung wir nachholen wollen, nicht streng nach Nummern, mehr wie der Stoff es ergibt. — Heft 115 bringt die Zusammen= setzungen und Ableitungen zu "Stab". Wie viele Stäbe gibt es nicht, und wie viele gibt es — nicht mehr. Den Eid= oder Schwerstab mußte berühren, wer einen Eid leistete. Ein solcher Eid war ein "aftabeter Eid". Ein gewiffer N. mußte 1447 Urfehde schwören "mit uffgebottner hand, gestapten drin fingern und gelerten worten". Der St. Magnus= oder Mangen-Stab ist der Pilgerstab des heiligen Magnus, des Schukheiligen gegen Mäuse, Engerlinge und anderes Unsgeziefer. 1685 ließ der Landrat von Schwyz einen Bater aus dem Schwabenland kommen, der mit diesem Stabe das Ungeziefer vertreiben follte. Buchftabe bedeutete auch die Schrift überhaupt; so mußte 1741 eine Berner Lehrgotte wegen schlechter Schrift ersetzt werden durch eine Frau, "welche bekanntermaßen einen trefflich schönen Buchstaben hat". Für buchstabieren sagte man früher einfacher buchstaben. So klagt Zwingli über unfähige Prediger, die, was sie kaum selber buchstaben konnten, ihrer Gemeinde buchstabe= ten, und "sy habend daran gaggset, das man vermerkt hat, das sys erst lernetend". Einen guten Witz machen die Uar= gauer, die bei schlechter Ernte fagen, daß man die Trauben nicht lesen, sondern nur buchstabieren könne. Zrugg= oder

hindersibuechstabiere heißt übertragen: den Rückzug antreten, so z. B. bei D. v. Gregerz: "Der glich Bolksfründ (Zeitung), wo no vor zweu ... Jare 'ta het wie-ne bluetrote Carbonaro... der geit jitz ga zruggbuechstabiere und queue mache mit dem juste=milieu". Im Jahre 1907, als der Bundes= präsident und die Vorsiker des National= und des Stände= rates, alle drei Bafler waren, entstand die Redensart: "Hür got's is guet, o Schwizerchnab, hür sto-mer under em Bafelftab". Mit dem Bluet- oder Bluetgrichtsstab ritt der Groß-weibel zur Richtstätte. Biele Zusammensetzungen hangen wie diese ab von der Bedeutung des Stabes als Abzeichen der Hoheit, der Amtsgewalt, bes. im Rechtsverfahren. Tachstäbli ist ein den Stoffüberzug tragendes Stäbchen aus spanischem Rohr an einem altmodischen Regenschirm (Tach); daher er= zählt der Appenzeller Hartmann von einer Magd, die Arme hatte, daß "dem Haneßli sini sönd gad gse wie Tachstäbli degege". Stabe heißt u. a. würdig oder mit sichtlicher Un= ftrengung einhergeben; bei Gfeller staben einem die Bicklein über die Beine. Gstabe heißt auch kümmerlich einen Haus= halt führen (von armen Obwaldner Bauern). Stabend, sta= bet, gstabet u. ä. heißt starr, steif wie ein Stab, bes. vor Rälte oder Alter ("Es alts stabets Mannli"). In Glarus kann man "esse bis me gab gstabet ist". Namentlich auch die Leichenstarre wird damit bezeichnet; darum schreibt bei Gottfried Reller ein Pfarrer in fein Tagebuch, das tote Meretlein fei "ganz gestabet" gewesen. Sehr verbreitet war der Glaube, wenn eine Leiche nicht bald gstabet oder gstablet oder stablig oder so werde, so sterbe bald noch jemand aus der Familie. Man kann aber auch ein gstabeter Rechner sein. Ein Zürcher Pfarrer predigte 1729: "O gestabete und verstockete Seelen!". Lienert findet: "Nüd dümmers im Mai as gstabed Nachtbuebe, wo is Bett gönd go ruebe"; denn "Gleichegi Bürftli chönd eister guet a (bei den Mädchen); wer gstabedi Bei hat, mues mangs hinderha". Rarl der Rühne, berichtet jemand 1690, habe sich nach der Schlacht bei Murten "ganz erstaberet . . . in ein abgesöndertes Ge-mach verschlossen". Ein Stabi oder Gstabi ist naturlich ein steifer, ungelenker, auch geistig langsamer Mensch. Bei Rein= hart heißt es einmal: "Hinecht passisch dem Gstabi (dem Nebenbuhler) noch einisch; aber denn, Christe, mach dis Testament", und Huggenberger sagt von einem Alten beim Gedanken an die Umarmung eines jungen Mädchens: "So en Gstabi wür jo der Otem verlüre". Gotthelfs Gifi, deren Mann prozessiert, läuft den Herren vom Gerichte nach: "Eine Frau b'schuß me bi de Herre als sone Gstabi vo Löl". Ein großer Gstabi ist bei Loosli der Goliath, und bei Balmer findet jemand, es mache "afe eki Gattig fur so-ne große Gstabi, da ga z'pläre". "Dir gstabiochte Chrugelimute!" sagt bei Gfeller ein Mutterschwein zu zwei Ferkeln, die sich vom Euter haben verdrängen laffen, und bei Tavel eine Rate von den Menschen: "Dir gstablige, zwöibeinige Hofferts= boggle". Nach Tr. Meyer wird man "gftablig i der Chölti, as-me chum e Mumpfel Brot abenanderbringt". — Allerlei zu berichten gibt auch der Staub. Die Solothurner Redens= art "Staub vom Bode" bedeutet eilig, in schnellstem Lauf, die glarnerische "im Staub" heißt sogleich, beides wegen der leichten Beweglichkeit des Staubes. Bogharts alte Salome verkündet die Weisheit: "Ime Wiberröck werfed me Staub uf als zwänzg Par Hose". Der Familienname Staub war wohl zumeist der Zuname eines Müllers. Der aus den Haa= ren der Pferde gestriegelte Roßstaub war früher am Zürich= see berüchtigt, weil er etwa boshafterweise in Tanzsäle oder auch in Betten gestreut wurde, wo er dann unerträg= liches Beißen erzeugt haben soll. Konrad Gegner (1516-1565) rühmt an einem Schulmeister, daß er sehr kurzweilig gewesen sei, "welches man doch an Schuelmeisteren selten

spüret, dieweil sie merteil in dem Staub under den Knaben melancholisch und schwermütig werden". Das Tätigkeitswort staube bezeichnet zunächst ein staubähnliches Aufsteigen ("Gschaffet mueß si... daß es nume so stübt" bei Gfeller), dann auch Staub erregen, aufwirbeln. Darum beschreibt ein kleiner Bündner das erste Auto, das er gesehen, also: "3'erst macht's brr, denn stübt's und denn stinkt's". Staube kann aber auch heißen entstauben, reinigen, was durch Schlagen geschieht; dabei kann der ursprüngliche Iweck des Schlagens verblassen, z. B. wenn bei Reinhart der Schneider sagt: "So, Seppli, mer wei guet füetere, dänk gel, as im Schuelher sis Merrörli mascht erlide, wenn=er=der d'Hösli stäubt". Das führt weiter zur Bedeutung fortjagen, vertreiben; da= her ist ein gstaubter oder gstäubter oder gstobener Mensch geistig verstört oder etwas angetrunken. Zu einem Hochge= wachsenen sagt ein Appenzeller: "Du wärist guet zom Gi-raffen Abstaube". Abstauben im Sinne von Stehlen stammt aus dem Mattenenglisch, ebenso die Form stibigen. Er= staube heißt von Staub reinigen, ausklopfen, übertragen: einem scharf die Meinung sagen; darum heißt es in einem Zürcher Chegerichtsbericht von 1530/3: "Do erwuschte sy inn bim har, das er nit fiele, und erstoubete im den grind awenig". — Das halbe Heft 115 aber und ein großer Teil von 116 beschäftigt sich mit der Stube; davon das nächste Mal.

Vom Büchertisch.

Der träfe Ausdruck. Wörterbuch der sinnverwandten und sinnähnlichen Ausdrücke. Ein Hilfsbuch für den Korresponstenten. Von Max Wohlwend. 122 Seiten. Jürich 1938. Verlag des Schweiz. Kausmännischen Vereins. Geh. 3 Fr. 30 Kp., in Ganzleinen 4 Fr.

Wie kann man ein deutsches Wörterbuch überschreiben mit einem Wort, das man in keinem deutschen Wörterbuch sindet? Denn "träf" ist doch ein deutschschweizerisches Mundeartwort. — Gewiß, aber ein ungemein treffendes, trefsliches, geradezu — träses, und es geht vielleicht (und hoffentlich) wie andere einmal in den allgemeinen deutschen Wortschaß über. Es hängt mit "treffen" zusammen wie "gemäß" mit "messen", "(an=)genehm" mit "nehmen", "bequem" mit "bekommen" (ahd. queman), "gäng und gäbe" mit "gehen und geben"; es ist wie diese ohne Ableitungssilbe unmittelbar aus dem Stamm gebildet, deshalb auch dem Nichtsschweizer leicht verständlich, kurz und kräftig, halt eben — träs.

So gut die Absicht, so zweckmäßig ist die Anlage des Büchleins. Es möchte den kaufmännischen Briefftil bereichern und wendet sich gegen das Schablonenhafte der meisten Geschäftsbriefe, die den Reiz persönlicher Gestaltung ver= miffen lassen, auf den Empfänger trocken und langweilig wirken, in deren Formelkram aber auch das geistige Leben des Schreibers selbst erstarren muß. Wenn er, statt ewig "antworten" zu schreiben, hier einmal nachschlägt und findet, er könnte je nach Umständen "erwidern, entgegnen, meinen, sich äußern, entgegenhalten, Auskunft geben, mitteilen, Be= scheid geben, Aufschluß geben" dafür sagen, so ist das für ihn eine fesselnde Beschäftigung und trifft dabei meistens den Sinn genauer, dient also auch dem Empfänger. Besonders erfreulich ift, daß der Berfasser diesen Grundsatz auch auf die Fremdwörter anwendet, die schon im Vorwort als häufig überflüffig bezeichnet werden; er fragt z. B.: Warum ersett er (der Korrespondent) das Fremdwort "inklusive" nicht einmal durch "mit", oder "famt, einschließlich, eingeschlossen, mitgerechnet, unter Ginschluß"? Wir empfehlen das beschei=